

Zeitschrift: Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik
Herausgeber: Verein für wirtschaftshistorische Studien
Band: 21 (1969)

Artikel: Karl Friedrich Gegauf (1860-1926)
Autor: Dutli-Rutishauser, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1091106>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KARL FRIEDRICH GEGAUF

1860–1926

Ein Flüchtlings in Steckborn

Wer heute die Aufzeichnungen durchblättert, die über die Geschichte der *Fritz Gegauf AG, Bernina-Nähmaschinenfabrik in Steckborn* berichten, glaubt, den Anfang eines Romans vor sich zu haben. Es ist leider nur fragmentarisch festgehalten worden, was sich über 120 Jahre als eine Art Vorspiel zur Gründung eines heute weltweit bekannten Unternehmens ereignete.

Die Schauplätze liegen im südbadischen Raum und am Schweizer Ufer des schmalen Untersees. Es läßt sich für den Augenblick kein Zusammenhang herstellen zwischen dem schwäbischen Geschlecht der im Hegau und in Hohenzollern beheimateten Gegauf und alteingesessenen Schweizern gleichen Namens. Zum erstenmal begegnen wir jenen in der Person des Leutnants Michael Gegauf. Er war im Dreißigjährigen Krieg Kommandant der Burg Hohenzollern und Stadtwachtmeister von Hechingen. Von seinen Nachfahren ist bekannt, daß sie als Jäger und Förster in den Diensten der Fürsten von Hohenzollern und der Freiherren von Bodman standen. Allerdings finden wir bei Pupikofer in der Geschichte der Landgrafschaft Thurgau die Erwähnung eines Ritters Gächuf oder Gäguf von Keßwil, der von 1798 bis 1830 dort lebte. Ob er einem in die Schweiz eingewanderten Zweig der badischen Gegauf angehörte, ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen.

Was wir aber sicher wissen, ist dieses: Im Jahre 1803 ließ sich ein Friedrich Gegauf in Wahlwies, Kreis Stockach, als Herrschaftlicher Jäger und Förster der Freiherren von Bodman nieder.

Wahlwies ist auch heute noch ein kleines, einfaches Bauerndorf mit etwas Holzindustrie. Es liegt zwischen bewaldeten Hügeln und wird von einem Bach in zwei Hälften geteilt. Der gegenwärtige Bürgermeister Adolf Haas, im Hauptberuf Landwirt, sagt, die Wahlwieser seien von

jeher ein auflüpfischer Schlag gewesen. Wachen Sinnes, fleißig und dem eher kargen Besitz treu, verkörperten sie schon früher gesunde Bodenständigkeit, und die meisten Wahlwieser tun es heute noch. Dem Jäger Friedrich Gegauf wurde 1804 ein Sohn Johann Georg geboren. Dieser war ein gescheiter Kopf, der früh schon die Berufung zum Studium verspürte. Nach Abschluß seiner medizinischen Ausbildung und des Staats-examens blieb er dem heimatlichen Dorf treu. Er eröffnete eine Landpraxis im Hause seiner Eltern. Das Haus steht heute noch fast unverändert und trägt eine Tafel, auf der zwei bedeutende Söhne des kleinen Hegau-dorfes geehrt werden. Aus der Ehe mit Anastasia Nägele, einer Bürgers-tochter aus Steißlingen im Hegau, gingen eine Tochter und fünf Söhne hervor.

Noch vor seiner Heirat, im Jahre 1848, erschütterte die badische Revolution auch das kleine Dorf Wahlwies. Man muß wissen, daß Johann Georg Gegauf, der Landarzt, Demokrat war und darum in scharfem Gegensatz zu den herrschenden politischen Machthabern stand. Da er seine Überzeugung offen bekannte, wurde er von seinen Gegnern erbittert bekämpft und mußte mit einer empfindlichen Freiheitsstrafe rechnen, der er sich zu entziehen gedachte.

Johann Georg Gegauf erinnerte sich seines Studienfreundes Dr. med. Guntram Deucher in Steckborn. Bei Nacht und Nebel verließ er seine Heimat mit vielen andern als politischer Flüchtling. Man kann sich gut vorstellen, wie ihm zumute war, als er auf Umwegen das Asyl aufsuchte, dessen Dauer er nicht kannte. Die gutgehende Praxis, die Eltern und die Braut ließ er zurück, der Zukunft ungewiß. Nur eines wußte er: Sein Freund Deucher im nahen Steckborn würde ihn aufnehmen und vor den Verfolgern schützen. Darauf vertraute er.

Dr. Guntram Deucher entstammte einer angesehenen Familie. Als Landarzt empfing er im «Neuen Haus» an der Kirchgasse seine Patienten. Daneben besuchte er die Kranken in weitem Umkreis mit Pferd und Kutsche, ruderte im eigenen Schiff über den See, um in der «Höri» von Haus zu Haus zu gehen und die kleinen und großen Gebresten der deutschen Nachbarn zu kurieren. Der weitaus größte Teil seiner Praxis befand sich ennet der Grenze.

Der erste Sohn des Ehepaars Dr. Guntram Deucher-Huber, Adolf Karl Wilhelm, wurde ebenfalls Arzt und später Regierungsman und Bundesrat. Zur Zeit der Flucht Gegaufs zählte er siebzehn Jahre.

Dr. Deucher hatte die politische Entwicklung in Deutschland natürlich verfolgt, und so wird er nicht sehr überrascht gewesen sein, als sein Freund im Arzthaus in Steckborn um Asyl bat.

Da aber ein Haus, in dem Kinder aufwachsen und täglich Patienten ein- und ausgehen, kein sicheres Versteck bietet, brachte Dr. Deucher seinen Freund anderswo unter. Auf dem Seerücken wußte er ein Plätzchen, das ihm geeignet schien, den Flüchtling aufzunehmen und vor der Neugier zu schützen.

Das «Götschenhüsli» liegt vor dem Dorf Hörhausen. Es gehört ein landwirtschaftlicher Betrieb zum hablichen Haus am Waldrand. Dort lebte der flüchtige Arzt aus Wahlwies mit der Bauernfamilie zusammen. Es ist nicht genau festzustellen, wie lang er das Gastrecht beanspruchte. Fest steht aber, daß sich sein Aufenthalt über mehrere Monate oder Jahre erstreckte. In Wahlwies heißt es, er sei erst «nach Jahr und Tag», als die Revolution abebbte, dorthin zurückgekehrt.

Auch als er endlich wieder in Wahlwies war, durfte er seine Praxis zunächst nicht ausüben. Er und sein Gesinnungsfreund, der Adlerwirt Sebastian Kramer in Wahlwies, wurden verhaftet und standen auch nach der Entlassung unter strenger Polizeiaufsicht. Das Vermögen wurde beschlagnahmt, und vermehrte Einquartierungen belasteten als zusätzliche Strafe den zur Untätigkeit verurteilten Arzt. Erst als im Jahre 1851 der Kriegszustand aufgehoben und die Truppe abgezogen war, kehrte im Dorf die Ruhe ein. Der Arzt konnte seine Praxis in Wahlwies wieder eröffnen. Im selben Jahre verheiratete er sich mit Anastasia Nägele. Von ihr weiß die Überlieferung zu berichten: Als sich ihr Bräutigam in der Schweiz versteckt hielt, ruderte sie jeden Monat einmal in tiefer Nacht von Gaienhofen nach Steckborn und besuchte ihn auf dem Seerücken im «Götschenhüsli». Die Treue der beiden Verlobten während der langen Zeit der Trennung wurde belohnt durch die schöne, fast vierzig Jahre dauernde Ehe.

Im Arzthaus zu Wahlwies wuchsen fünf Söhne heran. Die Verantwortung für die Familie, der anstrengende Beruf und die Tätigkeit in öffentlichen Belangen der Dorfgemeinschaft füllten das Leben des Arztes Gegauf randvoll an. Trotzdem war und blieb er eine gesellige, dem Schönen und Geistigen zugetane Natur, und außerdem war er ein überzeugter Demokrat. Er gründete Vereine zur Pflege der Kultur und Hebung der Wirtschaft.

Karl Friedrich Gegauf wird Mechaniker

Im jüngsten Sohn der Arztfamilie in Wahlwies manifestierte sich das geistige Erbe und die Tüchtigkeit der Eltern am deutlichsten. Karl Friedrich Gegauf, am 9. November 1860 in Wahlwies geboren, wußte schon früh dieses: Arzt wollte er nicht werden. Schon als Knabe interessierte er sich mehr für das Funktionieren der wenigen Maschinen, die damals auf einem Bauernhof anzutreffen waren. Er bastelte und baute schon während der Schulzeit selber kleine Geräte und Maschinen. Vom technischen Talent seines Jüngsten überzeugt, schickte ihn der Arzt zum Mühlenbauer Trötschler nach dem nahen Hindelwang bei Stockach in die Mechanikerlehre.

Der Vertrag zwischen Dr. Gegauf und dem Lehrmeister Trötschler ist ein Zeitdokument. Der Arzt Dr. Gegauf stellte seinen 16jährigen Sohn unter die Aufsicht eines tüchtigen Meisters. Dafür aber hatte der Jüngling, wie es wörtlich heißt, dem Lehrmeister unbedingten Gehorsam zu leisten, einen sittlichen, eingezogenen Lebenswandel zu führen und jedesmal um Erlaubnis zu fragen, «wenn er irgend wo hin will, an Sonn- und Feiertagen, überhaupt aber zur Nachtzeit zu Hause zu sein». Es fällt auf, daß gleich am Anfang des Lehrvertrages Herr Trötschler dem Lehrjungen wöchentlich zweimal den Besuch des Turnunterrichtes in Stockach gestattet. So stellt dieser Vertrag eine merkwürdige Verbindung von altväterischer Strenge und einer modern anmutenden Note dar. Sicher ist dieser Turnunterricht in zähen Verhandlungen erkämpft worden, und wir gehen nicht fehl, wenn wir annehmen, Dr. Gegauf habe seinen Sohn zwar gerne dem unbedingten Regiment eines strengen Lehrmeisters anvertraut, aber gleichzeitig für einen Ausgleich körperlicher Ertüchtigung gesorgt.

So wird er die 2½jährige Lehrzeit durchgestanden haben und als lebensfroher, positiv denkender junger Mann daraus hervorgegangen sein. So hat ihn die Tochter seines Lehrmeisters, Fräulein Emilie Trötschler, in Erinnerung, die hochbetagt in der Nähe von Stockach ihren Lebensabend verbringt.

Den letzten Teil seiner Lehrzeit verbrachte Karl Friedrich in der Firma Allweiler in Radolfzell, wo er noch in ein anderes Gebiet des Maschinenbaus eingearbeitet wurde.

Für die damalige Zeit hatte er ein sehr gutes Rüstzeug mitbekommen. Der Vater, Dr. Gegauf, starb 1890, im gleichen Jahre, da Karl Friedrich die große Erfindung der Hohlsaum-Nähmaschine gelang.

Dem Vater gehorsam, reiste der Sohn mit kleiner Habe nach Rorschach in die Schweiz. Dort wurde er in der Stickmaschinenfabrik G. Baum als Monteur beschäftigt. Schon bald sah sein Prinzipal, daß er in Karl Friedrich Gegauf einen initiativen, beruflich und charakterlich vielversprechenden Mann eingestellt hatte.

Die Firma ließ die Begabung ihres Monteurs nicht im kleinen Bereich der Fabrik verkümmern. Gegauf wurde als ihr Vertreter und Monteur der bis anhin gebräuchlichen Monogrammstickapparate ins Ausland geschickt. Man weiß, daß er in Italien, Frankreich, England und Nordamerika tätig war. Während seines Aufenthaltes in Amerika erprobte er einen von ihm hergestellten Stickrahmen, der durch seine neue, praktischere Form die Verwendungsmöglichkeiten des Stickens auf maschinellem Wege vervielfachte. Mit dieser Vorrichtung ließen sich vor allem Taschentücher besser besticken.

In die Schweiz zurückgekehrt, legte Gegauf seinen Monogramm-Stickapparat der Firma Baum und dann auch andern Stickerei-Fabrikanten vor. Doch niemand ließ sich von den Vorteilen der Verbesserung überzeugen. Gegauf aber war von der Güte seines Apparates durchdrungen, trat aus der Firma Baum aus und schaffte sich eine Stickmaschine an. Auf dieser montierte er seinen Monogramm-Stickapparat. Nachdem er einige Tücher bestickt hatte, zeigte er sie den Stickereifabrikanten und überzeugte sie von der Brauchbarkeit seiner Erfindung.

Dann nahm er Wohnsitz in Tägerwilen und gründete dort mit Maria Troll aus Schwarzach im Vorarlberg seine Familie. Es waren keine leichten Jahre. Erfinderschicksale kennt man zur Genüge. Die meisten enden tragisch oder bleiben im Dunkel. Auch hervorragende Ideen finden oft keine Interessenten und fallen der Vergessenheit anheim. Pioniere, die den Erfolg ihrer Anstrengungen und Beharrlichkeit, auch oft unter bitteren Entbehrungen, ernten dürfen, sind selten. Karl Friedrich Gegauf gehört zu den glücklichen Menschen, die es schafften. Ausgestattet mit reichen Gaben des Geistes und praktischem Sinn, zwang er den Erfolg auf seine Seite.

In Tägerwilen baute er die Monogramm-Stickapparate und eröffnete damit einen kleinen Stickereibetrieb. Bald erreichten ihn Anfragen von Stickereifabrikanten. So entschloß er sich, Monogramm-Stickapparate auch für den Verkauf herzustellen. Der Raum reichte jedoch für eine größere Werkstätte nicht aus, und die Familie hatte sich um zwei Kinder, den Sohn



In diesem Gebäude in Tägerwilen betrieb K. F. Gegauf um 1888 während einiger Jahren seine Monogramm-Stickerei und die Herstellung seiner Monogramm-Stickapparate.

Ernst und die Tochter Hilda, vergrößert. Er mußte sich nach einem geräumigeren Gebäude umsehen.

Wer weiß, was ihn bewog, den Ort aufzusuchen, der einst seinem Vater Zuflucht und Freundschaft geboten hatte in schwerer Zeit? Sicher erinnerte sich Karl Friedrich Gegauf der Begebenheit, die der Vater den Söhnen oft erzählt hatte. Dr. Deucher lebte zwar nicht mehr, aber mit seinen Nachkommen war die Familie Gegauf in Wahlwies befreundet. Unterdessen hatte der Sohn, Dr. Adolf Deucher, bereits die große Karriere gemacht und war schon zum zweitenmal Bundespräsident geworden.

Beginn im «Kloster» zu Steckborn

Außerhalb der Mauern des Städtchens stand am Ufer des Untersees einst das Zisterzienserinnenkloster Feldbach. Jetzt säumen Pappeln die Landzunge, die eine der schönsten Partien um Steckborn ist. Eine Gründung aus dem Jahre 1253, hatte das Kloster die Wirren der Reformation überstanden und war mit den Einkünften aus dem Landbesitz imstande, den bescheidenen Klosterhaushalt zu bestreiten. Es heißt von der Schwesterngemeinschaft, daß sie wohlgelebten gewesen sei. Kloster und Städtchen lebten in gutem Einvernehmen, auch dann noch, als die Trennung im Glauben das Verhältnis hätte belasten können. Die Nonnen gehörten zum Bild des Städtchens wie der Turmhof, und es wäre niemandem eingefallen,

die Existenz des Klosters in Frage zu stellen, wenn nicht der harsche Wind aus dem Aargau auch im Thurgau Echo gefunden hätte. Im Zuge der Klosteraufhebungen wurde den Schwestern von Feldbach am 28. Februar 1869 der Besitz weggenommen. Später erwarb die Bürgergemeinde Steckborn die Gebäulichkeiten und das Umgelände. Der Wiesen- und Waldbesitz wurde verpachtet.

In dem verlassenen Kloster richtete die Gemeinde Wohnungen ein. Es war aber offenbar nicht leicht, die Gebäulichkeiten nutzbringend zu verwenden. Ab 1863 versuchten nacheinander verschiedene kleine Industrien, dort Fuß zu fassen – mit wenig Erfolg, wie der rasche Wechsel vermuten lässt.

Als Karl Friedrich Gegauf am 9. Mai 1890 nach Steckborn kam, war das «Kloster», wie es noch heute genannt wird, wieder einmal zu vermieten. Da sonst keine geeigneten Gebäude zu haben waren, einigte sich Gegauf mit der Bürgergemeinde dahin, die Räumlichkeiten mietweise zu übernehmen. In zwei Sälen wurde ein Dutzend Stickmaschinen aufgestellt. Sticker stellten mit dem Gegauf'schen Stickapparat sogenannte «Tüechli» her. Taschentücher wurden erst später mit Hilfe dieses Apparates verziert.

Der Monogramm-Stickapparat

Karl Friedrich Gegauf war kein Stickereifabrikant. Zwar ließ er sticken – er selbst hatte diese Arbeit nie erlernt – doch seine eigentliche Tätigkeit bestand darin, seinen Monogramm-Stickapparat, den er zum Patent angemeldet hatte, von gelernten Mechanikern herstellen zu lassen. Die Zahl der Arbeiter, die er damals in der Werkstatt beschäftigte, betrug zwischen 10 und 20. Das Fehlen von Aufzeichnungen erklären die Nachkommen so: «Niemand dachte je daran, daß aus den kleinen Anfängen ein bedeutendes Unternehmen werden könnte. Unser Vater hatte genug zu tun, um die Gegenwart zu meistern, er konnte sich nicht darum kümmern, was vor- und nachher geschah.»

So wurden im «Kloster» die Monogramm-Stickapparate nach Gegaufs erster Erfindung hergestellt. Hauptabnehmer war die Firma Baum in Rorschach! Aber schon bald erweiterte sich der Interessentenkreis. Dazu wurde im «Kloster» ein eigener, für die damaligen Verhältnisse beachtlicher Stickereibetrieb eingerichtet. Diese doppelte Aufgabe veranlaßte

Karl Friedrich Gegauf, sich mit seinem Bruder Georg in Verbindung zu setzen.

Der gute Geschäftsgang machte die Anstellung eines kaufmännischen Mitarbeiters nötig. Georg Gegauf, von Beruf Kaufmann, erkannte die Möglichkeiten, die sich ihm aus der Zusammenarbeit mit seinem Bruder ergaben. Der eine als Erfinder und Fabrikant, der andere kaufmännischer Leiter des Unternehmens – das war eine Perspektive, die Gutes verhieß.

Georg Gegauf, der in Badenweiler eine Stelle als Buchhalter innehatte, gab diese auf und übersiedelte mit seiner Familie nach Steckborn. Er kaufte das «Grüne Haus» an der Bankgasse und nahm darin Wohnsitz. Karl Friedrich hatte sich im Haus «Zum Falken» eingemietet, wo ihm seine Frau das dritte Kind, einen Knaben, schenkte, der den Namen des Vaters erhielt.

In der Blütezeit der Stickerei, als alle feine Damenunterwäsche, Kleider und Bettwäsche bestickt wurden, erlebte die Monogramm-Apparatefabrik der Brüder Gegauf ihren Höchststand. Täglich wurden auf diesen Apparaten in aller Welt schätzungsweise zwanzig Millionen Taschentücher bestickt. Doch noch bevor dieser unerwartete Erfolg eingetreten war, gelang Gegauf eine Erfindung, deren Tragweite für die Maschinen- und Wäschefabrikation nicht abzusehen war. Er fuhr wöchentlich ein- bis zweimal mit den in seinem Betrieb bestickten Tüchlein und den Monogramm-Stickapparaten auf den Stickereimarkt nach St. Gallen. Dort traf er sich mit andern Stickereifabrikanten. Er war ihnen als Erfinder und kluger Kopf bekannt. Eines der Probleme, die zur Sprache kamen, war das Herstellen von Hohlsäumen. Diese wurden immer noch von Hand angefertigt. Das Bestreben ging schon damals dahin, Handarbeit durch Maschinenarbeit zu ersetzen. Angeregt durch diese Gespräche, kam Karl Friedrich Gegauf auf die Idee, eine Hohlsaum-Nähmaschine zu konstruieren. In nächtelangem Pröbeln, Studieren, Verwerfen und Neuanfangen beschäftigte sich der zähe Schaffer mit diesem Gedanken.

Die Hohlsaum-Nähmaschine

Über Monate erstreckten sich die Versuche. Der wache Geist und die geschickten Hände arbeiteten tagsüber in der gutgehenden Fabrik, abends und nachts beschäftigten sie sich mit der Maschine, die imstande wäre, den

Stoff so zu bearbeiten, daß eine Art Bohrer ihn durchstoßen würde. Wer einen Hohlsaum von Hand nähen will, zieht Längs- oder Querfäden aus dem Gewebe, teilt die verbliebenen vertikal laufenden Fäden mit dem Hohlsaumstich zu kleinen Partien und befestigt sie im doppelten Arbeitsgang oben und unten am Stoff. Der Bohrer sollte das mühsame Herausziehen der Fäden überflüssig machen.

In der Patentanmeldung formulierte der Erfinder im Jahre 1892 die Arbeitsweise der Hohlsaum-Nähmaschine so:

«Eine Stäffel-, Saum- und Zierstichmaschine, gekennzeichnet durch zwei seitlich bewegliche, hintereinander an der Nadelstange angeordnete Nadeln und durch zwei unbeweglich an der Nadelstange befestigte Bohrer mit seitlicher Aushöhlung, derart, daß jede Nadel am zugehörigen Bohrer anliegen und mit ihrer Spitze in die Aushöhlung des letzteren greifen, sowie sich vom Bohrer in seitlicher Richtung weg bewegen kann, in Verbindung mit über Rollen und unter dem Stoffdrücker hindurch geführten, gerauhten Stofftransportbändern, welchen, zum Zweck eines genauen Eingriffes des hinteren Bohrers in die vom vorderen gestochenen Löcher, mittelst einer von der Hauptwelle zu betätigenden Vorrichtung eine präzise Schaltung erteilt werden kann.»

Das ist ein langer Satz, aber doch eine kurzgefaßte Schilderung des komplizierten Vorganges. Am 27. Februar 1892, als der jüngsten Erfindung Karl Friedrich Gegaufs durch das Eidgenössische Amt für Geistiges Eigentum das Patent Nr. 4670 erteilt wurde, begannen die Fachleute aufzuhorchen. Ihnen war sofort klar, daß die neue Maschine einen Teil der Textil-Industrie in entscheidender Weise beeinflussen würde. Wenn es gelang, diese Hohlsaum-Nähmaschine in Fabriken, Nähsälen und bei Schneidern einzuführen, mußte der Erfinder mit einem Schlag in die Reihe der bedeutenden Pioniere aufrücken. Dann konnten die engen Fabrikationsräume im baufälligen «Kloster» bald nicht mehr genügen.

Die Erfindung stieß auch im Ausland auf großes Interesse und wurde in vielen Ländern patentiert.

Das junge Unternehmen gedieh. Die beiden Brüder betreuten es, jeder auf seinem Sektor, mit Fleiß und Hingabe.

Im Kreis der Familie und der Freunde

Es ist hier auch des Glückes zu gedenken, daß Karl Friedrich im Kreise seiner Familie in raren Mußestunden bei Frau und Kindern fand. Die schöne, zarte Frau Maria war ihm eine große Stütze. Zwar konnte sie ihm

beruflich nicht helfen, aber indem sie die Familie betreute, schuf sie die gelöste, freie Atmosphäre, die ein geistig Schaffender braucht.

Von gewinnendem Wesen, leutselig und bescheiden, hatte er neben seiner Arbeit eine Leidenschaft, die ihm wohl von seinen Ahnen, den Jagdmeistern der süddeutschen Fürsten, überkommen war: Er war ein Jäger! Wenn ihm eine Arbeit gelungen war, machte er sich für Stunden frei und zog mit gleichgesinnten Freunden in die Wälder. Die Reviere lagen auf dem Seerücken und ennet dem See. Bis vor dem Zweiten Weltkrieg jagten die Steckborner gerne drüben, wie denn der Verkehr zwischen den nahen Ufern von jeher ein sehr reger gewesen ist. Karl Friedrich Gegauf erholte sich beim Waidwerk. Als großer Tierfreund liebte er das Wild, und so war er auch ein fairer, die jagdlichen Gesetze streng beachtender Jäger. Mit dem Ruder- und später mit dem kleinen Dampfboot fuhren die Freunde zur Herbstzeit in die «Höri» hinüber, und abends kamen sie mit mehr oder weniger Beute heim.

Es ging damals im heute so betriebsamen Städtchen gemütlich zu und her. Die vielen kleinen Handwerker schafften in ihren Häusern und Butiken an der Seestraße und in den engen Gassen. Abends hatte jedermann Zeit zu einem Hock im Wirtshaus, unter der Linde im Kehlhof oder am See. Die Zeit lief niemandem davon, es gab sie in herrlicher Fülle! Wer fand, er könnte mehr tun als bisher, ließ sich von den Fabrikanten Gegauf einstellen. Einmal eingearbeitet, war die Tätigkeit im «Kloster» nicht schwer. Die Leute mußten vor allem an äußerst exaktes Arbeiten gewöhnt werden. Für die Feinarbeit waren gelernte Mechaniker notwendig. Aber da diese eher selten waren, wurden die willigen Steckborner gerne angeleert. So wandelte sich schon damals das Gesicht des Städtchens. Erst mit Skepsis, wie man sie damals allem Neuen gegenüber hegte, dann neugierig, verfolgte die Bevölkerung das Werden und Wachsen des Gegauf'schen Unternehmens. Da schon mehrfach vergeblich versucht worden war, im Kloster Industrien anzusiedeln, fehlten die Unkenrufe nicht, die den Brüdern Gegauf eine kurze Karriere voraussagten.

Karl Friedrich Gegauf sorgte in jenen Jahren dafür, daß die Leute zu reden hatten. Sie belustigten sich an einer Liebhaberei des jungen Erfinders, die er vorab auf der Straße betrieb. Kaum in Steckborn angesiedelt, kaufte er sich ein Hochrad, mit dem er die holperigen Wege befuhr. Wie staunte die Steckborner Schuljugend, wie lachte das Volk, wenn Gegauf auf dem seltsamen Hochrad daherkam!

Der ersten Attraktion folgte bald eine andere, weit aufregendere! Eines Tages ratterte ein bisher nie gesehenes Ungetüm durchs Städtchen, von dem ängstliche Gemüter fürchteten, es bringe Unglück und Verderben über sie. Was da fauchend und knatternd daherkam, war das allererste Auto im Thurgau.

Der Motor zischte, lärmte und verpestete die Luft. Aber das Fahrzeug bewegte sich! Kein Pferd zog, niemand stieß das Vehikel vorwärts. Eine Daimler-Benz «Benzinchaise» war es, wie das Auto TG Nr. 1 genannt wurde. Ältere Männer schüttelten die Köpfe und prophezeiten Gegauf, die Maschine werde eines Tages explodieren und mit ihm in die Luft fliegen. Die Frauen wandten sich ab und verboten ihren Kindern, sich der «Chaise» zu nähern oder sich gar zu einer Fahrt einladen zu lassen. Aber die Jungen waren natürlich begeistert! Dieser neumodische Wagen war das erste Motorgefährt, das sie sahen. Was doch dieser Herr Gegauf alles konnte und machte!

Das Auto Nr. 1 wurde fleißig gefahren. Am raschesten bewegte es sich auf der ebenen Straße. Bis zu dreißig Stundenkilometer schaffte es! Freilich bockte es auch etwa, besonders wenn Herr Gegauf es mit seiner Familie belastet hatte und über den Seerücken ins Thurtal fahren wollte. Da mußte die Jungmannschaft oft absteigen und stoßen, bis die Höhe überwunden war. Auch bei Fahrten in die deutsche Nachbarschaft ereigneten sich hie und da Zwischenfälle, doch muß bemerkt werden, daß in den zehn Jahren, da das Auto von Fritz Gegauf gefahren wurde, niemand zu Schaden kam. Ein Intermezzo: Gegauf war wieder einmal im «Ländle» draußen gewesen. Sein jüngster Sohn Gustav durfte ihn begleiten. Auf der Heimfahrt von Engen im Hegau kam ihnen ein mit Pferden bespanntes Bauernfuhrwerk entgegen. Das war auf der damals schmalen Straße in der Nähe des Burgbergs Hohenkrähen. Nun fürchteten sich nicht nur viele Menschen, sondern vor allem die Pferde vor dem lärmenden Fahrzeug. Des Bauern Rößlein stutzten zuerst, aber nicht lange. Sie rissen aus und brannen durch. Die wilde Jagd ging über Äcker und Wiesen, Gräben und Misthaufen. Als das Fuhrwerk umkippte, entließ es eine Ladung junger Schweine in die Freiheit. Weit und breit gab es keine Häuser, also auch keine Helfer. So mußten Vater und Sohn Gegauf dem erzürnten, schimpfenden Bauern helfen, die grunzenden Ferkel einzufangen.

Das erste Auto hatte seine Tücken. Der Motor stand manchmal ohne ersichtlichen Grund still. Gegauf führte auf seinen Fahrten stets Werk-

zeug und ein Überkleid mit, um den Launen seines geliebten Wagens gewachsen zu sein.

Er hatte auch eine eigene Obstmühle mit Presse. Um nun die schwere Arbeit des Mahlens nicht mehr mit Muskelkraft bewältigen zu müssen, setzte er die Antriebskraft des Automotors ein.

Das Hochrad und die Autochaise beschäftigten noch die Phantasie der Steckborner und erregten Mißfallen oder begeisterte Zustimmung, als der Fabrikant eine neue, große Gondel, ein «Scheff», wie die Fischer am Untersee die schwer und breit gebauten Schiffe nennen, kaufte. Die Gondel hatte zwar zwei Ruder, aber die mußten nur im Notfall gebraucht werden. Am Heck montierte er einen kleinen Dampfkessel. Nach seinen Berechnungen mußte der Wasserdampf das Schiff antreiben. Und das tat er auch! Wenn Gegauf seefahren wollte, mußten seine Buben eine Stunde zuvor mit Kleinholz den Dampfkessel anheizen. War es dann so weit, durften die Kinder im kleinen Dampfschiff mitfahren, beneidet von den Kameraden, die am Ufer standen und dem seltsamen «Scheff» nachschauten, wie es über den See fuhr, dampfend und ohne Ruderschlag – wie es hinter der Halbinsel Höri verschwand und Radolfzell zusteuerte. – An schönen Sommertagen fuhr die Familie gemeinsam aus, im offenen Auto oder mit dem Dampfboot. Diese Ausflüge sind im Erinnern der Nachkommen lebendig geblieben.

Das Kloster brennt!

In die friedliche, glückliche Entwicklung des Unternehmens, das jetzt unter der Firmabezeichnung Gebrüder Gegauf im Handelsregister eingetragen war, fällt ein Ereignis, das wie ein Schlagwetter die Zukunftsaussichten zu vernichten drohte: Im August 1895 fiel das alte Kloster einem Großbrand zum Opfer, dessen Ursache nie ermittelt werden konnte. Das Feuer vernichtete das eigentliche Kloster mit der Kirche und verschonte nur das Refektorium der Schwestern. Im Türmchen hängt heute noch die Glocke, die früher zu Messe und Andacht rief.

Mit Mühe gelang es, den Prototyp der Hohlsaum-Nähmaschine zu retten. Alles übrige wurde vernichtet.

Das war ein schwerer Schlag für die Brüder Gegauf. Aber sie ließen sich nicht entmutigen. Um die Fabrikation wieder neu beginnen und der regen Nachfrage entsprechen zu können, wurde hinter dem «Grünen

Haus» an der Obertorstraße in Steckborn in der Scheune gearbeitet. Es war, als habe das Brandunglück den Tatendrang der Gebrüder Gegauf noch mehr entfacht. Jung, wie sie waren, ihren wachsenden Familien verpflichtet, arbeiteten sie sich durch die Schwierigkeiten. Schon bald beschäftigte die Fabrik siebzig Personen. Es wurden Stickapparate und Hohlsaum-Nähmaschinen in Serien hergestellt.

Nun war Karl Friedrich Gegauf ein Maschinenbauer und Fabrikant geworden. Die Entwicklung der Textilindustrie förderte das Unternehmen. Obschon die Scheune durch neue Fabrikräume ersetzt worden war, genügte der Platz immer noch nicht. Jedoch verzichteten die Brüder darauf, Lizenzen ins Ausland zu vergeben. Ihr Plan ging dahin, den Fabrikationsbetrieb auszubauen. Vorerst aber mußte Geld verdient werden, um die Mittel für eine Erweiterung des Betriebes bereitzustellen.

Ein neues Wort wurde noch vor der Jahrhundertwende kreiert. Es bezog sich auf die Hohlsumnähherei mit der neuen Maschine. Schon nach kurzer Zeit wurde der Name Gegauf zu einem Begriff, denn im In- und Ausland nannte man das maschinelle Herstellen von Hohlsäumen «gegaufen». Das «Gegaufen» bot ungezählte Möglichkeiten, alle Arten von Stoffen zu verzieren. Es war zeitsparend und befriedigte die Schneiderin und die Kundin gleichermaßen. Was früher in mühsamer Kleinarbeit von Hand gefertigt wurde, das erledigte die Maschine spielend, sauber und solid. Die Erfindung machte in Tausenden von Maschinen ihren Siegeszug durch ganz Europa.

Eine junge Generation wächst heran

Die Kinder der beiden Gegauf-Familien wuchsen heran. Im «Falken» war zum Kleeblatt Ernst, Hilda und Fritz ein Bruder Gustav angekommen. Die Familie des Georg Gegauf zählte mittlerweile vier Töchter und einen Sohn. Sie alle besuchten in Steckborn die Schulen.

Bald wurden die Neigungen der Söhne Karl Friedrichs offenbar. Besonders Ernst und Fritz zeigten schon als Kinder ein auffallendes Interesse an technischen Dingen. Da sich ihr Vater auch außer der Geschäfts- und Arbeitszeit mit den Problemen der Fabrikation und der Verbesserung der Maschinen beschäftigte, hatte Fritz Gelegenheit, sozusagen spielend die Grundbegriffe seines späteren Berufes zu erlernen. Es gab für den Schüler kein größeres Vergnügen, als dem Vater beim Ausprobieren einer neuen

Konstruktion zuzuschauen. Die Vorrichtungen und Werkzeuge zum Bau der Hohlsaum-Nähmaschinen mußten auch damals schon im Betrieb selbst hergestellt werden. Vater Gegau erfand laufend technische Neuerungen, die die Fabrikation vereinfachten und lohnender machten.

Mit Freude und Stolz sah Vater Gegau seine Söhne heranwachsen. Geduldig erklärte er den Jungen alles, was sie wissen wollten. Da wird in ihnen der Funke gezündet haben, der ein Leben lang brennen sollte: «So wie der Vater möchte ich werden!» Achtung vor Vaters Leistung, Liebe zur Arbeit und technische Begabung leiteten sie später.

Die Familie Karl Friedrich Gegau zog 1895 mit den vier Kindern ins «Neue Schloß» an der Seestraße um. Zu ebener Erde befand sich eine Weinkellerei, zu welcher straßenseits ein großes Tor den Eingang freigab. Der Dorfbach, die alte Stadtmauer und der nahe See waren für die Kinder Gelegenheiten, den jugendlichen Tatendrang zu erproben. Im weitläufigen Hause mit den meterdicken Mauern schien das Glück eine dauernde Heimstatt gefunden zu haben.



Im «Neuen Schloß» in Steckborn, wie es früher aussah, entstand K. F. Gegau's erste Fitzmaschine.

Aber schon im Jahre 1900 traf der wohl härteste Schlag die Familie. Am 13. Februar starb die Gattin und Mutter im Alter von 41 Jahren nach langer Krankheit. Sie welkte wie eine schöne Blume und mußte die Welt verlassen zu einer Zeit, als die Kinder zum Teil noch nicht einmal schulpflichtig waren. Im Andenken der Tochter und der drei Söhne blieb sie unvergessen als das Idealbild einer guten Mutter.

Karl Friedrich Gegauf heiratete ein zweites Mal. Er holte Maria Haug aus der Talmühle im Schwarzwald ins Haus, die sich bemühte, die mutterlosen Kinder zu betreuen. Es gelang ihr, die Familie beisammenzuhalten und dem großen Freundes- und Bekanntenkreis des Mannes jederzeit eine gastliche Aufnahme zu sichern.

Längst hatte sich Karl Friedrich in Steckborn heimisch gefühlt und gewußt, daß er hier bleiben würde. Darum ersuchte er die Gemeinde um die Aufnahme ins Bürgerrecht. Es wurde ihm am 10. März 1907 gewährt. Der Regierungsrat des Kantons Thurgau beschloß am 20. März gleichen Jahres auch die Aufnahme der Familie Gegauf ins Kantonsbürgerrecht. Karl Friedrich und seine vier Kinder waren Schweizer geworden.

Die Zeit des Ersten Weltkrieges

Auf den Erfolg der Gegauf-Hohlsaum-Nähmaschine aufmerksam geworden, befaßten sich bald andere, damals sehr bedeutende Nähmaschinen-Fabrikanten ebenfalls mit der Konstruktion von Hohlsaum-Nähmaschinen. Es war zehn Jahre her, seit Gegauf sein erstes Patent erhalten hatte, und als aufgeschlossener Mann verfolgte Karl Friedrich, zusammen mit seinem Bruder, die Entwicklung sehr aufmerksam. Unablässig verbesserte er seine Hohlsaum-Nähmaschine durch kleine, aber wichtige Veränderungen. Der A-Maschine folgten, durch weitere Patente geschützt, die B-, C-, D-, E-Maschinen. Sie alle nähten zwar Hohlsäume nach dem gleichen Grundprinzip, aber mit verschiedenen mechanischen Systemen. So gelang es ihm, den Vorsprung zu erhalten; die Gegauf Hohlsaum-Nähmaschinen nähten von allen Modellen die schönsten Hohlsäume.

Dank der Weiterentwicklung der Hohlsaum-Nähmaschinen, die in zahlreichen Ateliers und Textilfabriken Eingang gefunden hatten, war die Firma zu Ansehen gekommen. Sie stand im Begriff, sich zu festigen. Da traten zwei unvorhergesehene, tief einschneidende Ereignisse ein, die ihr

Schicksal in neue Bahnen lenkten: Der Erste Weltkrieg und der Tod Georg Gegaufs.

Als im Jahre 1914 der Weltkrieg ausbrach, rückten zwei Gegauf-Söhne als Soldaten ein. Auch der Arbeiterbestand lichtete sich. Der Handel mit den kriegsführenden Ländern hörte fast ganz auf. Neben der reduzierten Produktion von Hohlsaum-Nähmaschinen mußten noch andere Artikel hergestellt werden, um der Belegschaft den Arbeitsplatz zu erhalten und den Maschinenpark auszulasten. Die Zeit war zwar schwierig, aber die beiden Brüder Gegauf wußten sie durch ihre Tatkraft zu meistern.

Da stürzte im kalten Winter des Jahres 1917 Georg Gegauf beim Schlittschuhlaufen auf dem zugefrorenen Untersee. Er erlitt einen Schädelbruch und starb einige Tage darauf. Durch den Tod Georg Gegaufs verlor die Firma ihren kaufmännischen Leiter. Dies hatte zunächst zur Folge, daß die Firma Gebrüder Gegauf in die Firma Gegauf & Co. umgewandelt wurde.

Karl Friedrich Gegauf, für welchen Stillstand Rückschritt bedeutet hätte, arbeitete zusammen mit seinen Söhnen weitere Entwicklungspläne aus, denen sich die Familie des Verstorbenen jedoch nicht anschließen mochte. Deshalb trat der Erfinder Karl Friedrich aus der Firma aus und machte sich wieder selbstständig. Am 17. Oktober 1919 gründete er im «Neuen Schloß» in Steckborn die Firma Fritz Gegauf, die einen Teil der Arbeiterschaft der Firma Gegauf & Co. aufnahm. Die Firma Gegauf & Co. blieb im «Grünen Haus». In der Folge gab es also in Steckborn zwei Firmen mit dem Namen Gegauf.

Die neue Firma

Beim Ausscheiden aus der bisherigen Firma ließ Karl Friedrich Gegauf sich auszahlen, und er behielt sich auch das Recht vor, ebenfalls Hohlsaum-Nähmaschinen herzustellen. Zunächst mußte er jedoch einen Teil der Betriebseinrichtungen neu beschaffen. Um die Anfangsschwierigkeiten zu überbrücken und die Belegschaft zu beschäftigen, nahm er vorübergehend Aufträge für Haushaltartikel an, unter anderem einen Auftrag für große Serien vieler tausend Büchsenöffner. Dieser Auftrag für Büchsenöffner wird, wie wir noch sehen werden, in der weiteren Geschichte der Firma eine gewisse Rolle spielen. Vor allem aber wollte Karl Friedrich Gegauf Hohlsaum-Nähmaschinen und auch Monogramm-Stickapparate bauen.



Friedrich Gegau

Karl Friedrich Gegau
1860 - 1926



K. F. Gegaufs Geburts- und Elternhaus in Wahlwies, in der Nähe von Radolfzell. Eine auf der Giebelseite befestigte Gedenktafel weist auf Dr. med. Johann Georg Gegauf und auf seinen Sohn Karl Friedrich hin. Photo Schelling.



Der Vater, Dr. med. Johann Georg Gegauf, der als 1848er Flüchtling nach Steckborn kam und von seinem Studienfreund Dr. Guntram Deucher beherbergt wurde.

Großmutter Anastasia Gegauf-Naegele mit den Kindern Karl Friedrichs, ihren Enkeln Hilde, Ernst, Gustav und Fritz.



Das erste Auto im Thurgau (1895) gehörte K. F. Gegauf in Steckborn. Im Wagen, der am Fasnachtumzug 1928 mitfuhr, sitzen Fritzli Gegauf und sein Onkel Ernst Meienhofer. Das Auto steht im Heimatmuseum Steckborn.



PATENTSCHRIFT

Patent Nr. 4670

27. Februar 1892, 7 $\frac{1}{4}$ Uhr, p.

Klasse 21

FRIEDRICH GEGAU, in TÄGERWEILEN (Thurgau).

Hohlsaumnähmaschine.

Die vorliegende Erfindung betrifft eine sogenannte Hohlsaumnähmaschine zur Erzeugung eines Hohlsaumzierstiches, und zwar besteht die Maschine aus einer Schiffchennähmaschine passender Konstruktion, wie z. B. Systems Singer, welche mit zwei Schiffchen (Lang- oder Rundschiffchen) arbeitet, mit einer eigenartig gebildeten Nadel.

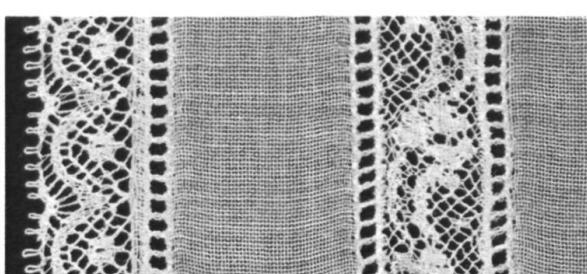
fernung der über der Schiffchenbahn liegenden Theile;

Fig. 4 die Lanzettnadel der Maschine in vergrösserter Ansicht;

Fig. 5 dieselbe im Schnitt;

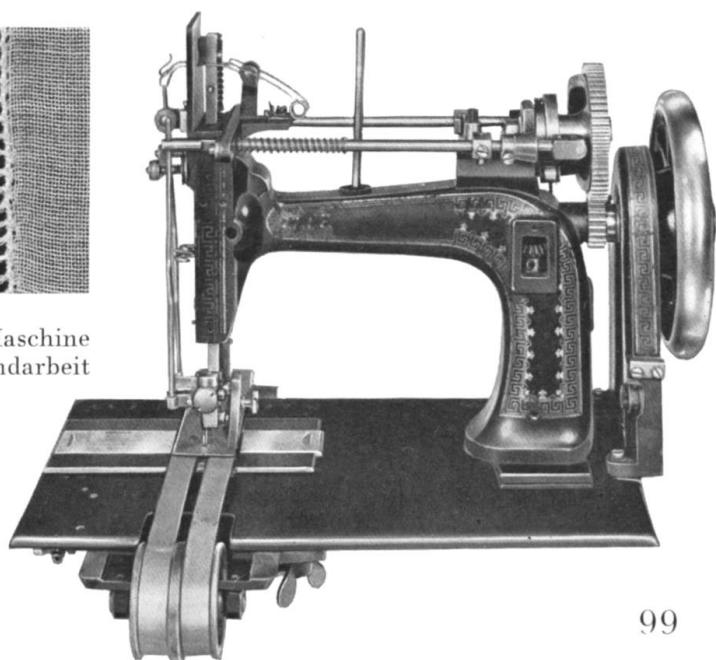
Fig. 6 ein mit der vorliegenden Maschine hergestelltes Erzeugniss, von unten gesehen.

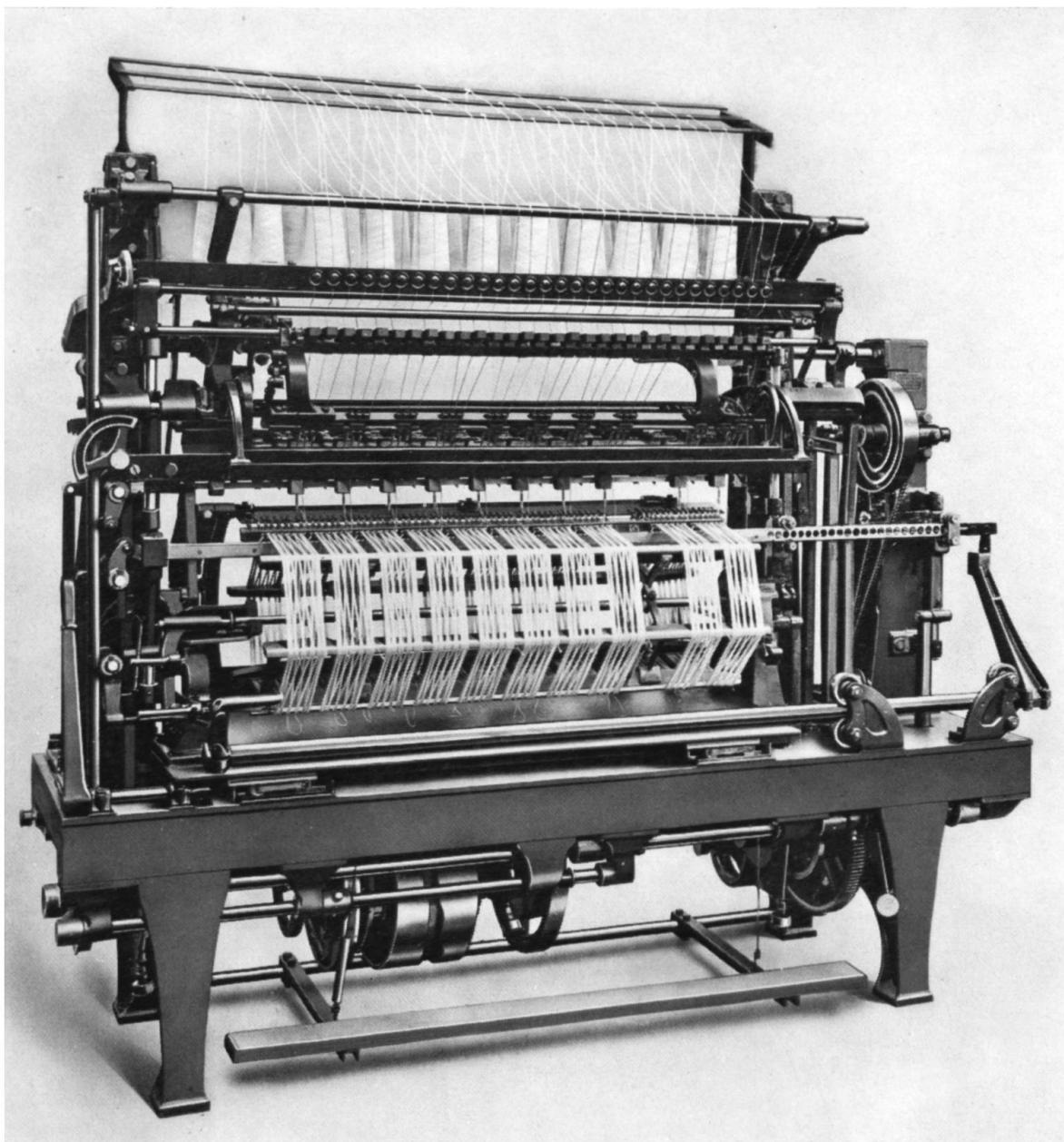
Die erste Patentschrift, die K. F. Gegauf für seine Hohlsaum-Nähmaschine erhielt.



Hohlsäume, wie sie auf der Gegauf-Maschine genäht wurden, lassen sich von guter Handarbeit nicht unterscheiden.

Die erste Hohlsaum-Nähmaschine der Welt stammt aus dem Jahr 1893. Sie machte in der Minute 1000 bis 1200 Stiche.

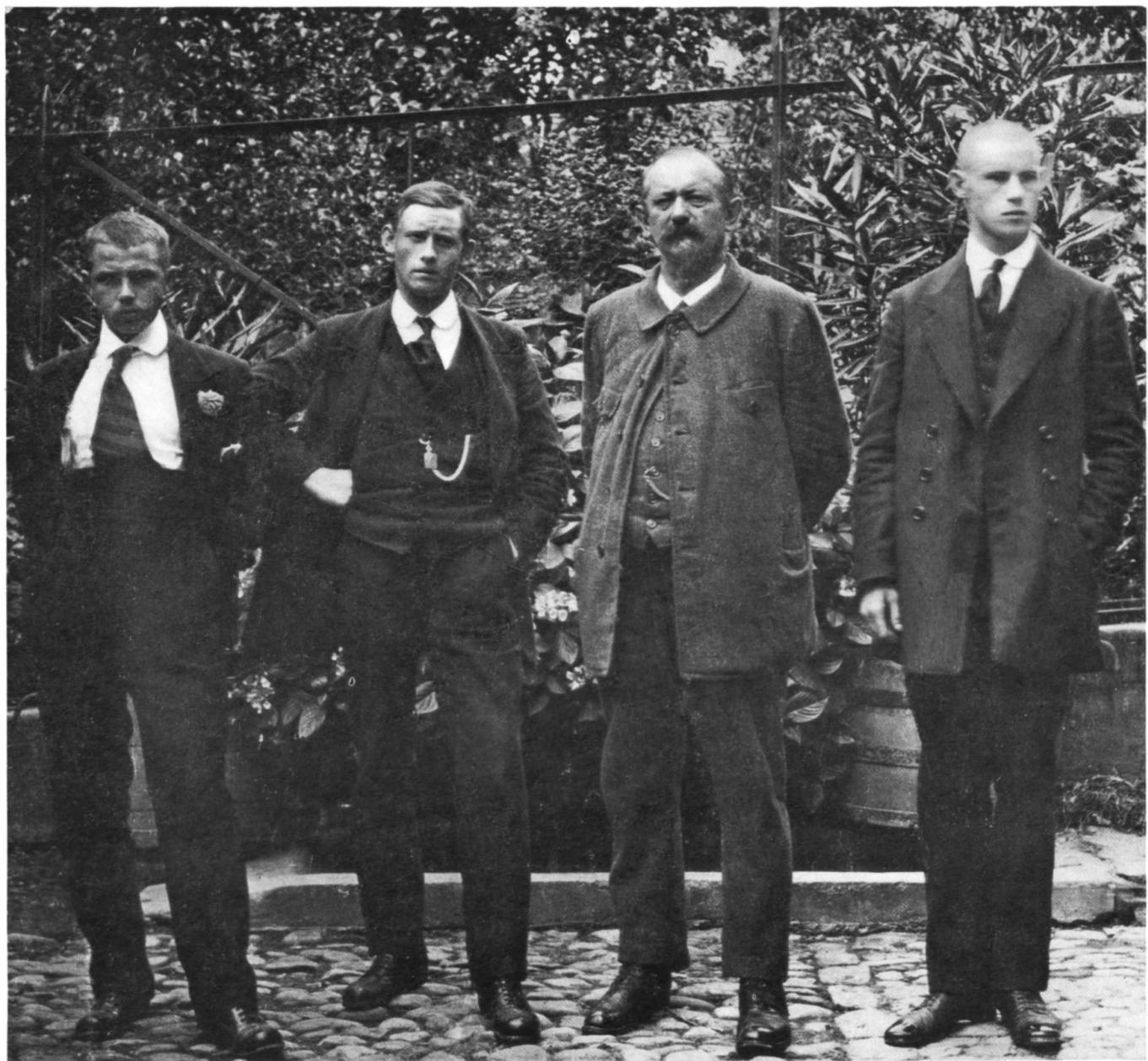




Die Anregung zum Bau dieser Maschine — es handelt sich um eine Fitz- oder Unterbindmaschine — empfing K. F. Gegauf bei einer Besichtigung der kaum recht angelaufenen Kunstseidefabrik Steckborn. Da sie im Fabrikationsgang eine bedeutende Einsparung bewirkte, wurde sie zu einem großen Erfolg. Ein paar Jahre darauf wurde sie vielerorts wegen technischer Umstellungen in der Kunstseidefabrikation überflüssig.

Das Refektorium des ehemaligen Klosters Feldbach bei Steckborn diente K. F. Gegauf anfänglich als Werkstatt.

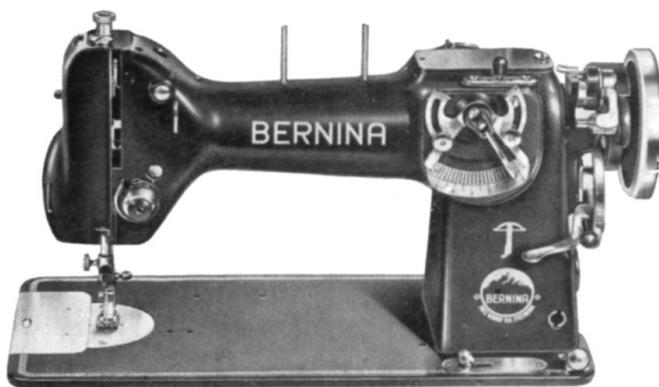




Karl Friedrich Gegauf mit seinen Söhnen;
rechts außen der spätere Gründer der
«Bernina»-Fabrik, Fritz Gegauf.

Im «Grünen Haus» in der Nähe der Kirche Steckborn — die Fabrikgebäude wurden mehrmals umgebaut und erweitert — stellte K. F. Gegauf von 1895 bis 1919 seine Hohlsaum-Nähmaschinen her.





Das erste Bernina-Modell, Klasse 105, von 1932 machte in der Minute bis zu 1800 Stiche.



Die erste Zickzack-Portable-Nähmaschine der Welt, die Bernina, Klasse 125.



Die «Bernina»-Rekord, Klasse 730.



Drei Gegauf-Generationen:
Karl Friedrich Gegauf (Porträt), Fritz Gegauf, Gründer und Leiter der «Bernina»-Unternehmung, und seine Tochter, Odette Ueltschi-Gegauf.

Photo Hans Baumgartner.



Die «Bernina»-Fabrik der Firma Fritz Gegau AG im Feldbach-Quartier in Steckborn, eingebettet in die prachtvolle, weite Seelandschaft des Untersees.

Schon am 31. März 1919 hatte sein Sohn Fritz ein Patent auf eine neue Hohlsaum-Nähmaschine angemeldet, die Vater und Sohn gemeinsam konstruiert hatten. Das neue Modell wurde nach einer imponierenden Werkzeugmaschine, die dem Sohn Fritz besonderen Eindruck gemacht hatte, «Wotan» getauft.

Die Wotan-Hohlsaum-Nähmaschine wurde dann für die neue Firma rasch ein großer Erfolg und trug ihr in den folgenden Jahren die Anerkennung bei Fachleuten, weit über die Landesgrenzen hinaus, ein.

Mit 50 000 Büchsenöffnern in Paris

Der damals 27jährige Fritz Gegauf wollte die durch Kriegs- und Nachkriegsschwierigkeiten verhinderte Bekanntschaft mit der weiten Welt unbedingt nachholen. Der Vater glaubte, dem wachsenden Betrieb noch eine Zeitlang allein vorstehen zu können. Es fand sich für Fritz eine Stelle bei der französischen Vertretung der «Athos»-Nähmaschinenfabrik in Paris. Also siedelte Fritz mit seiner jungen Frau Hermine, geborene Meienhofer, aus dem «Sternen» an der Kirchgasse in Steckborn, nach Paris über.

Was für einen Handwerksburschen die Wanderjahre, das war der Aufenthalt in Paris für den jungen Fritz Gegauf. Mit wenig Geld, aber viel Optimismus und Tatendrang war er ausgezogen und schlug sich mager durch. Wir wissen, daß sein Vater in Steckborn in jener Zeit neben Hohlsaum-Nähmaschinen und den Monogramm-Stickapparaten auch Büchsenöffner herstellte. Das war ein fester Auftrag, der sich zwei Jahre reibungslos abgewickelt hatte. Dann erneuerte die Zürcher Firma den Vertrag nicht mehr. An die 50 000 Stück lagerten unverkäuflich in Steckborn.

Fritz Gegauf, der inzwischen Vater einer Tochter geworden war, vernahm durch seinen Vater von dieser unliebsamen Sache. Als er eines Tages durch die Straßen von Paris ging, fiel ihm ein alter Mann auf, der auf einer Kiste Büchsenöffner feilhielt, aber sozusagen keinen verkaufen konnte. In diesem Moment kam ihm der Gedanke: Man müßte es anders versuchen! Nur dastehen und auf Käufer warten, führt zu nichts. Anpreisen muß man die Ware!

Noch am gleichen Tag schrieb er dem Vater nach Steckborn, er möge ihm 200 Büchsenöffner nach Paris schicken. Um die Zollkosten zu senken, wurden sie demontiert, d. h. auseinandergenommen. Dafür setzten Fritz

Gegauf und seine Frau sie am Feierabend in ihrer Pariser Wohnung wieder zusammen!

Aber nun mußten sie ja an den Mann gebracht werden. Als erstes bastelte sich Fritz Gegauf ein kleines zusammenlegbares Tischchen. Auf einem Fahrrad begab er sich zu den Abfallgruben außerhalb der Stadt und suchte dort nach leeren Kondensmilchdosen. Die verstaute er im mitgebrachten Rucksack. Mit einem Freund zusammen hatte Fritz Gegauf früher einmal den berühmten Flohmarkt besucht. Seiner Meinung nach mußte das der geeignete Ort sein, die Büchsenöffner zu verkaufen.

Abends und an den Samstagnachmittagen schleppte er sein Tischchen auf den Markt, stellte die Büchsen darauf und sich selbst dahinter. Nun begann er in seinem noch mangelhaften Französisch die Büchsenöffner anzupreisen. Solange er nur rief, war der Erfolg gering. Sowie er aber mit der Demonstration begann, blieben die Leute stehen und sahen amüsiert zu. Manche lachten über seine falsch angebrachten oder schlecht ausgesprochenen Worte. Aber sie kauften! Der charmante Ausländer gefiel ihnen. Und was wußte er nicht alles von diesem Büchsenöffner zu erzählen! Blumenvasen, so behauptete er, ließen sich aus richtig und sauber geöffneten, alten Büchsen herstellen. Sie brauchten nur noch bemalt oder vergoldet zu werden!

Der Erfolg war überraschend. In jenen Tagen verkaufte Fritz Gegauf nicht nur alle zweihundert Büchsenöffner, sondern er lernte etwas, das für sein ganzes späteres Leben von ausschlaggebender Bedeutung war: Es genügt nicht, etwas Gutes zu fabrizieren und auf den Markt zu bringen, man mußte die Leute auch überzeugen, daß sie es brauchen!

Die fünftausend Büchsenöffner wurden in Paris innerhalb von zwei Jahren auf öffentlichem Markt verkauft. Fritz Gegauf blieb ein Franken pro Stück. Mit diesem selbstverdienten Geld und wertvollen Erkenntnissen kehrte er im Jahre 1923 zum Vater nach Steckborn zurück.

Die Kunstseide und die Fitzmaschine

Es waren nicht nur die beiden Firmen Gegauf, die das ehemals ländliche Steckborn mit der überall aufstrebenden Industrie durchdrangen. Unter anderem hatten in den neu gebauten Räumen auf dem ehemaligen

Klosterareal nach dem Brand unterdessen zwei Firmen ihren Betrieb begonnen und wieder eingestellt. Der erste Fabrikant, Samuel Bächtold, hatte mit seinen Petrolmotoren guten Geschäftsgang. Rund zweihundert Arbeiter fanden dort ihr Auskommen. Doch ging das Unternehmen nach dem Tode Bächtolds ein. Darauf etablierte sich die Firma Arthur Rieter aus Winterthur im Kloster. Diese fabrizierte, wie in Konstanz, Motoren und Ziegeleimaschinen. Das Unternehmen existierte rund zehn Jahre und brachte dem Städtchen, zusammen mit den beiden Gegauf'schen Fabriken, einen schönen Aufschwung.

Im Jahre 1923 verkaufte Arthur Rieter seine Fabrik und das dazugehörige Land am See an die «Borwisk» Kunstseidefabrik AG. Eine neue Industrie hielt Einzug. Schon 1924 wurde mit der Herstellung von Kunstseide begonnen.

Karl Friedrich Gegauf ahnte nur zu deutlich, daß mit dieser Kunstoffaser seinen Hohlsaum-Nähmaschinen möglicherweise ein ernstzunehmender Feind erstand, denn in Kunstseide ließen sich, wie sich rasch zeigte, Hohlsäume nur sehr schwierig anbringen. Allerdings mußte sich erst erweisen, wie rasch und für welche Zwecke sich diese Kunstseide durchsetzen würde.

Kaum war die Kunstseidefabrik in Betrieb, ließ Karl Friedrich Gegauf sie sich von ihrem Direktor zeigen. An allen mechanischen Vorgängen interessiert, besah er sich jede Maschine gründlich und ging nicht weiter, bis er deren Funktion verstand. Dabei fiel Gegauf die umständliche Art und Weise auf, mit der die Garnstrangen von Hand unterbunden werden mußten, bevor sie in die Färberei kamen. Frauen teilten das Garn auf dem Haspel in Partien ein und befestigten sie mit verschiedenfarbigem Garn. Diesen Arbeitsvorgang nennt man «fitzen».

Das könnte man doch mit einer Maschine schneller und viel billiger machen, meinte Gegauf. Der Direktor lachte: «Ja, aber die Maschine müßte man erst haben!» Gegauf ging heim und überdachte die Sache. Seine Söhne erklären, er habe das Problem im Kopf schon in der folgenden Woche gelöst. Zusammen mit seinem Sohn Fritz arbeitete er dann die Detailpläne aus und nahm die Vorbereitungen für die Fabrikation der Unterbind- oder Fitzmaschine auf. Im Vergleich zu den Hohlsaum-Nähmaschinen war die Fitzmaschine eine große Maschine. Die Fabrikation erforderte neue Vorrichtungen und zum Teil neue Werkzeugmaschinen. Umfangreiche Umstellungen waren nötig, ohne daß das normale Fabrika-

tionsprogramm gestört werden durfte. Die Vorbereitungen zogen sich hin und waren 1926 so weit abgeschlossen, daß das Projekt «Fitzmaschinen» verwirklicht werden konnte.

Tod des Gründers

Noch war das Jahr nicht zu Ende, die Frucht langer Arbeit nicht eingebbracht, als Karl Friedrich von einem Magenleiden befallen wurde. Bis-her von eiserner Gesundheit, vital und immer unternehmungslustig, war ihm die sich rasch verschlimmernde Krankheit eine schwere Prüfung. Zwar leitete er noch den Betrieb, aber es wurde ihm klar, daß seine Tage gezählt waren.

Er ließ sich vom Stand der Arbeit an der Fitzmaschine berichten, er riet und half, solange es ihm die Kräfte erlaubten. Aber die Krönung seines Werkes, die Fertigstellung der neuen, von ihm erdachten Maschine, erlebte er nicht mehr. Am 13. Dezember 1926 erlag er der Krankheit, der er so lange widerstanden hatte.

Karl Friedrich Gegauf starb im Glauben, mit den Hohlsaum-Nähmaschinen und der Fitzmaschine ein solides Fundament für die Zukunft der Firma gelegt zu haben.

Die zweite Generation

Jeder der drei Söhne Karl Friedrich Gegaufs blieb auf seine Weise mit dem Unternehmen des Vaters mehr oder weniger verbunden.

Gustav, der Jüngste, hatte eine Lehre in einer Werkzeugmaschinenfabrik in Konstanz absolviert und später eine Handelsschule besucht. Außerdem interessierte sich der aufgeweckte Jüngling sehr für Mathematik, Physik und Chemie. Später kehrte er nach Steckborn zurück und übernahm neben Fritz Gegauf, dem Techniker, die kaufmännische Leitung der Firma, die nach dem Tod des Vaters in «Gegauf's Söhne» umbenannt wurde.

Ernst hatte sich zum Mechaniker ausgebildet und arbeitete im Ausland, besonders in Berlin, Bielefeld und Frankfurt. Später wurde er Bernina-Vertreter in Amriswil. Er starb im Jahre 1966.

Fritz hatte das Erfinder- und Unternehmertalent seines Vaters in ganzem Ausmaß geerbt. Als Knabe verfolgte er den Zeichenstift seines Vaters beim Entwerfen neuer Maschinenteile, und bald arbeitete und probte er neben ihm an der Werkbank. Nach der Sekundarschule besuchte er zwei Jahre lang die Kantonsschule in Frauenfeld. Aber die Schule behagte ihm nicht. Er fürchtete, etwas zu versäumen, wenn er nicht daheim war. Es war der Beruf, der ihn von der Schule weg und in die praktische Lehre zu seinem Vater rief. Er sollte der Nachfolger werden.

Mit Gustav zusammen führte er das Werk des Vaters weiter. Die Erweiterung des Fabrikationsprogrammes um die Fitzmaschine wurde zielbewußt zu Ende geführt, und das erste Exemplar konnte am 27. Juli 1927 an die Kunstseidefabrik abgeliefert werden.

In jenen Jahren nahm die Fabrikation von Kunstseide einen enormen Aufschwung, und so war auch für Fitzmaschinen und Haspel eine große Nachfrage zu erwarten.

Aber auch die Hohlsaum-Nähmaschinen wurden weiter entwickelt. So brachte Fritz Gegauf 1930 die «FISA»-Hohlsaum-Nähmaschine heraus. Nachdem sich die Fitzmaschinen tatsächlich bewährten – zwischen 1925 und 1931 wurden von Fritz Gegauf 15 Patente für Verbesserungen eingereicht – und Anfragen aus der ganzen Welt eintrafen, entschlossen sich die beiden Brüder, die Produktion von Fitzmaschinen zu vergrößern. Dazu benötigte man mehr Platz, als in den Werkstätten im «Neuen Schloß» vorhanden war. Mit Wagemut und großem Optimismus ließen Fritz Gegaufs Söhne im Feldbach-Quartier von Steckborn eine Fabrik erstellen, die, hell und luftig, die bescheidenen Räume im Neuen Schloß ersetzte. Gegenüber dem Areal des ehemaligen Klosters, wo Vater Gegauf begon-



Das erste Fabrikgebäude im Feldbach-Quartier, wo die heutige «Bernina»-Nähmaschinenfabrik steht.

nen hatte und wo nun Kunstseide hergestellt wurde, entstand die für die damalige Zeit beachtlich große Fabrik. – Am 5. April 1929 übersiedelten die Arbeiter mit ihren Maschinen und Werkgeräten aus dem Städtchen in die neue Fabrik.

Die Zukunft der zweiten Generation schien durch die Fitzmaschine gesichert. Zwar wurde die Wirtschaftskrise ringsum, in Europa und in Amerika, immer drückender. Bald nach dem «Schwarzen Freitag» an der New Yorker Börse, im Oktober 1929, zählte man in Europa Millionen von Arbeitslosen.

Gegaufs Hohlsaum-Nähmaschinen waren nun bedeutend weniger gefragt, weil die weithin verarmte Bevölkerung vieler Länder statt Leinen und Baumwolle die billigere Kuntseide oder Mischgewebe kaufte. Diese ließen sich, wenn man überhaupt daran dachte, sie zu verzieren, nicht so leicht «gegaufen». Rechtzeitig war der Gegauf'sche Betrieb auf die Fitzmaschine umgestellt worden, deren Absatz die Beschäftigung der Arbeiter gewährleistete.

Um Fitzmaschinen in größeren Serien herstellen zu können, benötigten die Brüder Gegauf Kapital. Sie hatten Lizenzen zur Herstellung solcher Maschinen nach Italien verkauft. Nun verhandelten sie mit einer bedeutenden französischen Gruppe der Kunstseidenindustrie. Diese interessierte sich sehr für die Fitzmaschine und beteiligte sich zur Hälfte an der Firma Fritz Gegauf's Söhne. Darum wurde die Firma am 3. Juli 1931 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt.

Von der Krise überrascht

Schon einige Monate später, gegen Ende 1931, verdüsterten sich die Zukunftsaussichten der eben noch hoffnungsvollen Unternehmer sozusagen über Nacht. Sie wurden von Veränderungen, die sich in der Kunstseidenindustrie durch technische Umstellungen angebahnt hatten, überrascht. Haspel und Fitzmaschine zum Unterbinden der Kunstseidenstrangen waren plötzlich überflüssig, da die Kunstseidefäden zum Bleichen und Färben direkt auf Spulen gewickelt wurden. Gleichzeitig ging auch die Nachfrage nach Hohlsaum-Nähmaschinen zurück.

Was diese Tatsache für die Hersteller der Fitzmaschinen bedeutete, ist auch dem Laien klar. Unaufhaltsam rückte der Tag heran, an dem im In-

und Ausland, auf dem Kontinent und in Übersee, sozusagen niemand mehr nach diesen Maschinen fragen würde. Nur noch in Spezialfällen waren die Kunstseidefabrikanten auf die Unterbindung angewiesen. Nicht einmal die gewieгten französischen Fachleute, die sich in der Kunstseidenindustrie sehr gut auskannten, hatten eine derart rasche Entwicklung erwartet.

In Steckborn stand man vor der Frage: Was nun? Man hatte eine neue Fabrik, eine gut ausgebildete Belegschaft und einen vielseitigen Maschinenpark – aber auf längere Sicht zuwenig Aufträge.

Fritz Gegauf hatte sich einmal gelobt, des Vaters Werk nicht nur fortzusetzen, sondern zu mehren. Jetzt war eine Gefahr im Anzug, der er die Stirn bieten mußte.

Der Entschluß zum Wagnis

In jener Zeit stand auch die Stickereiindustrie in einer schweren Krise. Nicht besser erging es der Firma Brütsch & Sohn in St. Gallen, die seit Jahren neben dem Verkauf der «Adler»-Nachstickmaschinen auch den Vertrieb der Gegauf-Hohlsaum-Nähmaschinen innehatte. Vater Brütsch war selber ein äußerst talentierter Konstrukteur.

Die schwierige Lage der beiden Firmen brachte Vater und Sohn Brütsch, sowie Fritz Gegauf und seine Frau an Sonntagen öfter zu Gesprächen im «Weißbad» bei Appenzell zusammen.

Fritz Gegauf und Willy Brütsch waren von Jugend auf mit Textilmaschinen vertraut. Was lag also näher, als sich zu überlegen, ob nicht gerade auf diesem Gebiet etwas Neues geschaffen werden könnte. Nähmaschinen gab es zwar zur Genüge. Sie wurden aus Deutschland und Amerika in großen Mengen eingeführt. Es existierte auch schon die schweizerische Marke «Helvetia». Brütsch und Gegauf waren beide der Meinung, eine zweite schweizerische Haushalt-Nähmaschine würde einem Bedürfnis entsprechen, wenn sie ebenso gut oder gar besser wäre als die ausländischen, und ein neues Fabrikat brächte vielen Arbeitern in Steckborn und auswärtigen Vertretern ein gesichertes Auskommen. Brütsch wollte die neue Maschine konstruieren, Gegauf sollte sie fabrizieren.

Das war schnell gesagt – bevor sich das Vorhaben in seiner ganzen Tragweite, von der Fabrikation bis zum Verkauf verwirklichen ließ, bedurfte es jedoch vieler Verhandlungen mit dem Verband Schweizerischer

Nähmaschinenhändler auf der einen und dem Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement auf der anderen Seite. Doch Gegauf und Brütsch ließen sich nicht entmutigen.

Es wurden damals jährlich 20 000 Nähmaschinen in die Schweiz eingeführt. Gegauf und Brütsch waren überzeugt, daß sie einen Teil dieses Marktes für sich gewinnen konnten, wenn ihre Maschine von bester Qualität, zuverlässig und einfach zu bedienen sein würde. Auf einfache Bedienung legten sie deshalb besonderen Wert, weil die neue Haushaltmaschine auch Hausfrauen dienen sollte, die weniger Übung im Nähen hatten als Schneiderinnen. Die Hohlsaum-Nähmaschinen waren Spezialnähmaschinen für Industrie, Gewerbe und Ateliers, die neue Nähmaschine sollte sich für jeden Haushalt eignen und damit einen größeren Markt erschließen.

Im Frühjahr 1932 wurde zwischen den Firmen Gegauf und Brütsch ein Vertrag abgeschlossen. Die Firma Brütsch sicherte sich das ausschließliche Verkaufsrecht der neuen Nähmaschine für die Schweiz. Ein Prototyp wurde gemeinsam entwickelt, und auf Weihnachten 1932 waren fünf Stück fertig. Natürlich mußte das Kind auch einen Namen tragen, der den schweizerischen Ursprung des Produkts sichtbar machen sollte, nicht bereits für andere Erzeugnisse in Anspruch genommen war und in möglichst vielen Sprachen verständlich sein sollte. Man einigte sich auf «Bernina».

Zwischen der Vereinbarung der Firmen Gegauf und Brütsch und der Lieferung der ersten fünf Bernina-Haushaltähmaschinen liegen etwa sieben Monate. Dies ist eine sehr kurze Zeit für die Umstellung der Fabrikation auf ein neues Produkt. Fritz Gegauf kam dabei seine große Erfahrung im Bau der komplizierten Spezialmaschinen und die Tüchtigkeit seiner Belegschaft in der Herstellung von Präzisionsteilen zugute. Vor allem war es seine ausgeprägte Gabe zu überzeugen, seine Mitarbeiter zu begeistern und zu außerordentlichen Leistungen anzuspornen, die mithalf, das Unternehmen in kürzester Zeit aus dem Strudel der Krise wieder in sicheres Fahrwasser zu steuern.

Die «Bernina» wird ein Erfolg

Fritz Gegauf hatte sich 1932 das Ziel gesteckt, 2000 Maschinen im Jahre herzustellen. Das, schien ihm, wäre ein Erfolg, den anzustreben er sich zusammen mit seinem Bruder Gustav und guten Mitarbeitern anschickte.

Das Ziel wurde schon 1933 erreicht und um 100 Maschinen überschritten. 1934 fabrizierte man 3100 Maschinen. Der Start war gelungen.

Wer damals Wert auf eine gediegene Ausstattung seiner Wohnung legte, wollte keine Nähmaschine auf gußeisernem Gestell in der guten Stube stehen haben, sondern kaufte eine Möbel-Nähmaschine, die zum übrigen Mobiliar paßte. Als nächstes wurde darum in Steckborn den mechanischen Abteilungen in einem Neubau eine Möbelfabrik angegliedert. Auch diese Abteilung entwickelte sich rasch zu einem umfangreichen Betrieb. Erst mit dem Aufkommen der tragbaren Nähmaschinen verlor dieser Zweig seine Bedeutung wieder rund 20 Jahre später.

Am 26. Oktober 1937 verließ die zwanzigtausendste Maschine die Steckborner Fabrik. Der Anlaß wurde von der Belegschaft mit einem frohen Fest gefeiert.

Aus dem eher handwerklichen Betrieb der Hohlsaum-Nähmaschinenzeit war ein kleines Industrieunternehmen geworden, das sich auf Serienproduktion umstellen mußte.

Die Zickzack-Nähmaschinen kommen

Nicht weniger als bei den Hohlsaum-Nähmaschinen ging es auch bei den Haushaltnähmaschinen darum, die Modelle ständig zu verbessern. Anlässlich eines Besuches bei seinem damaligen «Bernina»-Händler in Weinfelden fiel Fritz Gegauf eine fremde Maschine auf, die ihn besonders interessierte. Es handelte sich um eine Haushalt-Zickzack-Nähmaschine. Da immer mehr Kleider und Wäsche aus Trikot hergestellt wurden, erkannte er sogleich die Bedeutung dieser Maschine für die Zukunft.

So entschloß er sich 1937, eine Bernina-Zickzack-Nähmaschine herauszubringen.

Obschon die Firma Brütsch & Co. und viele Bernina-Händler nicht an die Zukunft dieses Modells glaubten, ließ er sich von seiner Überzeugung

nicht abringen, und schon nach einem Jahr erschien die erste «Bernina»-Zickzack-Nähmaschine, die «Klasse 117», auf dem Markt. Sie fand großen Anklang. Von Monat zu Monat stieg die Produktion der Zickzack-Maschine, während jene der bisherigen Modelle stark zurückging.

Dem guten Arbeitsgang war es zu verdanken, daß der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges dem Werk wohl Schaden zufügte, es aber nicht zu erschüttern vermochte. Die Produktion in allen Abteilungen lief auf Höchsttouren, als die Generalmobilmachung die Chefs und 60 Prozent der Belegschaft zum Grenzdienst einzog. Der Grenzschutz wurde zuerst aufgeboten und während der Dauer des Krieges am längsten im Dienst behalten. Jetzt hatte sich das Organisationstalent der Fabrikleitung zu beweisen. Es wurden neue Arbeitskräfte eingestellt und angelernt, um mit größter Anstrengung und Aufbietung aller Möglichkeiten den Gang der Fabrikation nicht nur aufrechtzuerhalten, sondern der gesteigerten Nachfrage gerecht werden zu können.

In der «Bernina», wie das Unternehmen nun landläufig genannt wird, gelang es, der Schwierigkeiten Herr zu werden. Wenn sich der Absatz trotzdem steigerte, so dürfen wir glauben, daß damals alle Beteiligten, von der Direktion bis zum jüngsten Lehrling, ihr Bestes gaben, um eine Industrie zu sichern, die nach dem Krieg das zweitgrößte Unternehmen im Thurgau werden sollte. Noch während des Krieges entwickelte Fritz Gegauf jenen Haushalt-Nähmaschinen-Typ, welcher der «Bernina» nach dem Krieg einen zeitweise stürmischen Aufschwung bringen sollte und 1945 auf den Markt kam: Die erste Zickzack-Portable-Nähmaschine der Welt. Dieses und die folgenden Modelle machten die Bernina weltbekannt. Bis Mitte Sommer 1963 wurden in Steckborn 1 Million Bernina-Zickzack-Nähmaschinen fabriziert.

Am 15. Januar 1947 erhielt die Firma den Namen «Fritz Gegauf Aktiengesellschaft, Bernina-Nähmaschinenfabrik», und im April des gleichen Jahres trat Gustav Gegauf aus der Firma aus.

Die Bernina-Werke 1969

Aus der bescheidenen Mechanischen Werkstätte für die Herstellung von Monogramm-Stickapparaten und Hohlsaum-Nähmaschinen ist im Verlauf von 75 Jahren durch die Arbeit von zwei Generationen ein Indu-

striebetrieb mit rund 1300 Mitarbeitern geworden. Doch ist die «Bernina» auch heute noch ein typisches Pionierunternehmen.

Fritz Gegauf hält sehr darauf, daß der familiäre Charakter seines Werkes gewahrt bleibt. Dem Wunsche, mit den Angestellten und Arbeitern, den Händlern und Vertretern in 80 Ländern in persönlichem Kontakt zu bleiben, dienen die vielen Besuche und Meetings in Steckborn.

Unterstützt wird er dabei von der dritten Generation, von seiner Tochter, Frau Odette Ueltschi-Gegauf. Als sprachgewandte Mittlerin zwischen Hersteller und Abnehmern besucht sie die Vertretungen in allen sechs Kontinenten.

Als im Jahre 1965 Fritz Gegauf jun., der prädestinierte Nachfolger seines Vaters, starb, trat Odette Ueltschi in die Lücke. Die Aufgaben, die sie zusammen mit ihrem Bruder zu bewältigen gehofft hatte: Die Nachfolge des Vaters von langer Hand, unter seiner Führung und Leitung vorzubereiten, mußte sie nun allein übernehmen. Mit den technischen Details der Nähmaschinen von Haus aus vertraut, arbeitete sie sich – keine leichte Aufgabe für eine Frau – gründlich in die Belange des gesamten Betriebes ein, um dereinst die unternehmerische Tradition der Familie weiterführen zu können. Sie ist der beste Garant für die Zukunft des Unternehmens, dessen gegenwärtigen Umfang folgende Angaben belegen:

Jeden Tag verlassen rund 600 Nähmaschinen das Werk. Rund um die Welt bestehen 2000 Verkaufs- und Servicestellen. Der Export beansprucht 80 Prozent der Produktion. Auf dem inländischen Markt ist die «Bernina» mit 50 Prozent beteiligt. 1675 Werkzeugmaschinen, wovon 400 im eigenen Werk konstruiert und gebaut wurden, liefern die vielen hunderttausend Bestandteile für die tägliche Produktion.

Hinter diesen Zahlen steht eine Leistung, die nur ermessen kann, wer das Zusammenspiel von Ideen, Plänen und arbeitenden Händen versteht. Keiner baut die «Bernina» allein, jeder Mitarbeiter hat Anteil an ihr. Solche Zusammenarbeit ist die Frucht langen Bemühens und hohen Einsatzes. Wenn der heutige Inhaber, Fritz Gegauf, schon vor Jahren sagte: «Wir stehen immer am Anfang, nie am Ende», so hat er damit ein Programm aufgestellt. Es wird jeden Tag neu angegangen, wenn sich die Tore zur «Bernina» öffnen und jeder an seinem Platz die Aufgabe erfüllt, die ihm Stellung und Begabung zugewiesen haben.

Im Nähmaschinen-Museum, das Fritz Gegauf mit viel Liebe und Sachkenntnis geschaffen hat, wird dem Besucher klar, welche Wandlungen

sich vollzogen haben. Aber nicht nur die technischen Veränderungen sind dargestellt. Vielmehr geht einem auf, was an genialen Einfällen, an Fleiß und Hingabe in der heutigen «Bernina» steckt. Wenn Fritz Gegauf dem Stolz auf seines Vaters Pionierleistung Ausdruck gibt, fragt man sich unwillkürlich: Was wäre aus den Erfindungen und Plänen und begonnenen Werken geworden, wenn nicht der Sohn mit eisernem Einsatz und Erfindergeist den Weg seines Vaters weitergegangen wäre?

Mit der Verleihung des Ehrenbürgerrechtes an den heutigen Seniorchef, der seinem Heimatort zu weltweiter Bedeutung verholfen hat, statte die Gemeinde Steckborn im Jahre 1963 einen verdienten Dank ab.

Maria Dutli-Rutishauser